

«Keiner von uns kann beweisen, daß er es nicht war,» fuhr Carmelo fort.
«Aber du warst doch den ganzen Nachmittag im Haus.»

«Ich kann es nicht beweisen. Keiner von uns kann es beweisen.» Er sprach ganz ruhig, als handle es sich um etwas völlig Belangloses. Gerade diese Ruhe erschreckte Helene. «Er war es,» dachte sie verzweifelt. «Er ist so verändert, ist ein ganz anderer Mensch. Ein starker Mensch. Ein Mensch, den man bewundern kann. Aber man kann doch keinen Mörder bewundern, keinen Verbrecher...» Tränen stiegen ihr in die Kehle, sie schluchzte auf.

Carmelo sah sie mitleidig an. «Ich kann dir gar nicht sagen, Elena, wie leid es mir tut, daß du in diese Sache verwickelt worden bist. Arme kleine Elena, ich habe dir Unglück gebracht, von allem Anfang an...»

«Sprich nicht so. Ich... wenn ich nur wüßte...»

«Aber wenn du wieder daheim bist, wieder das gewohnte Leben führst, wirst du alles vergessen. Die Insel und mich und alles Böse. Du wirst frei sein, in einem solchen Fall kann eine Ehe annulliert werden...»

«Und du?»

«Ich weiß es nicht.»

«Du weißt es, aber du willst es mir nicht sagen.»

«Weshalb sollte ich dich noch mit meinen Angelegenheiten quälen?»

«Ja, aber, mein Gott, du wirst dich doch wehren, wirst doch alles versuchen, wenn... wenn du unschuldig bist.»

«Wenn... Siehst du, du glaubst, daß ich es getan habe.» Er schweig einen Augenblick. Dann fuhr er fort: «Am Abend dürfte die Miliz hier sein. Ich hoffe, daß du morgen oder übermorgen nach Deutschland reisen kannst. Es wäre gut, wenn du an den deutschen Botschafter schreiben würdest.»

Und nun sagte Helene etwas, worüber sie selbst staunte: «Ich schreibe nicht und ich fahre nicht nach Deutschland. Ich bleibe hier.»

Er blickte sie betroffen an. «Versteht du denn nicht, Elena, ich werde wahrscheinlich verhaftet werden.»

«Sag mir, daß du es nicht getan hast.»
«Ist es nicht einerlei, wer von uns es getan hat? Wir müssen alle zusammen halten.»

«Nur ich soll es nicht?»

«Du sollst dir dein Leben nicht verderben.»

Sie griff nach seiner braunen Hand, die neben der ihren auf der Bank lag. «Aber ich will zu euch halten, zu euch gehören. Schick mich nicht fort.»

«Das ist schön von dir, Elena, ist großmütig. Aber es hat keinen Sinn.»

«Carmelo, mach es mir doch nicht so schwer. Begreifst du denn nicht?»

«Ich begreife, daß du ein vornehmer Mensch bist, uns nicht im Stich lassen willst. Aber es hat keinen Sinn, Elena. Du kannst uns nicht helfen und kannst nur dir schaden.»

«Ich bleibe hier.»

«Sei kein Kind, Carina.»

«Ich bin kein Kind. Ich bleibe hier, weil ich bei dir bleiben will, weil... weil es mir einerlei ist, ob du schuldig bist oder nicht, ja, einerlei... Ich gehöre zu dir, Carmelo, ich lasse mich nicht fortschicken, ich bin deine Frau.»

«Elena!»

«Einmal hast du mich gefragt, ob wir nicht unser Leben von vorne anfangen, ob wir nicht gut zueinander sein könnten. Jetzt frage ich dich dasselbe.»

«Jetzt?»

«Ja, jetzt.»

«Du weißt nicht, was du tust.»

«Ich weiß es sehr genau. Ich bin nicht mehr die verwöhnte Frau, die alles verlangt und nichts geben will. Ich... ich... möchte dir alles geben, was ich habe, Carmelo, und dir danken, wenn du es nimmst.»

Er war sehr blaß geworden. «Du bist gut,» sagte er leise, «sehr gut.»

«Ich bin nicht gut. Ich tue es nur aus Selbstsucht. Ich kann nicht fort, kann dich nicht einem ungewissen Schicksal überlassen. Will nicht ohne dich leben. So versteh mich doch endlich, Carmelo.»

Er sah sie verwirrt an. «Hast du kein gutes Wort für mich?» fragte sie.

«Ich... ich weiß nicht... warum, warum du...»

«Du Narr,» sie lächelte, trotzdem ihre Augen voller Tränen standen. «Du Narr, weil ich dich liebe.»

Die Rosen dufteten, eine blaue Welt hüllte sie ein. Sie vergaßen das Grauen der letzten Tage und Nächte, vergaßen, was vor ihnen lag. Sie schlenderten durch den Garten, Helene schien es, als sähe sie die Insel zum ersten Male. Als sie sich der Terrasse näherten, wollte Carmelo abbiegen.

«Nein,» sagte Helene, «jetzt habe ich keine Angst mehr. Komm.»

Sie traten zu der Herme. Tod und Unheil bedrohten ihre Bewohner, aber in der strahlenden Sonne, umweht vom duftenden Wind, lächelte der große Pan auf sie nieder, wie er vor Hunderten von Jahren auf andere niedergelächelt hatte, die sich geliebt hatten und glücklich gewesen waren.

*

Am Nachmittag fuhr das Boot mit Enrico und Manuela nach Palermo.

Und am Abend hörten Helene und Carmelo, die in Helenes kleinem Salon saßen, ein lautes Pusten und Rattern. Die Dampfbarkasse, die die Miliz nach der Insel brachte, legte am Landungssteg an.

11. Kapitel

Helene hatte der Dampfbarkasse, die Carmelo und Guido fortbrachte, nachgesehen, bis die Lichter nur noch wie leuchtende Stecknadelköpfe erschienen, winzige Stecknadelköpfe, auf den dunklen Wellen dahinrasend.

Jetzt stand sie noch immer auf der Terrasse und blickte auf das leergewordene Meer hinaus. Eine ungeheure weiche Schwärze hüllte alles ein: Meer und Insel; die Nacht hatte ihren schwarzen Sack über alles geworfen, das Leben war verstummt.

Helene versuchte, ihre Gedanken zu sammeln, über das Vorgefallene Klarheit zu gewinnen. Sie hatten den ganzen Tag gewußt, was geschehen würde, aber dann war doch alles mit überraschender Schnelligkeit gekommen, war wie eine Ueberumpelung gewesen, wie ein Naturereignis, gegen das es keinen Schutz gab.

Wie ein Fimstreifen zogen die Bilder vor Helenes Geist vorüber: die Dampfbarkasse, die am Landungssteg anlegte, die Männer, die an Land stiegen, höfliche Männer, Leute, wie alle anderen; aber hinter ihnen stand eine Macht, der sich keiner widersetzen konnte.

Und dann, im großen Salon, das Verhör. Und das Warten, bis man an die Reihe kam, das zitternde Warten, die Ungewißheit: was geht dort drinnen vor, was wird das Ereignis sein? Minuten, die zu Ewigkeiten wurden.

Die Grillen hatten sehr laut gezirpt, das war Helene ganz besonders aufgefallen. Das Leben der Insel geht weiter, hatte sie gedacht. Das ganze Leben geht weiter, hier und draußen in der Welt. Jetzt sitzen Menschen im Theater und lassen sich durch eine erdachte Tragödie erschüttern und wissen nicht, wie viel wahre,

wirkliche Tragödien sich in dieser Stunde abspielen. Jetzt tanzen Menschen in hell erleuchteten Tanzdielen, eine barbarische Musik tönt grell durch den Raum, und die Menschen lachen. Jetzt grübeln Politiker über neue Schachzüge, neue Auswege. Jetzt sitzen Menschen in einer engen Stube, hungrig, verzweifelt und fragen: wovon werden wir leben? Jetzt stöhnen Kranke in ihren Betten und sehnen den Morgen und die Genesung herbei, und in Spitalern wird vor ein Bett ein Wandschirm gestellt, damit ein Mensch ohne Zuschauer sterben kann.

Es war, als ob von ihren Augen ein Schleier gerissen wäre, sie sah die Welt, sah das Grauen der Welt, sah das Toben der Welt, sah die Ferne und nicht die große Flügeltür, hinter der Carmelo verschwunden war, nicht die Halle mit den Palmen und Lorbeerbäumen. Und alles befand sich in einer unaufhörlichen Bewegung, wogte um sie wie die Wellen, kreiste wie ein wahnsinnig gewordener Planet, der aus seiner Bahn geschleudert worden ist und nun durch das Weltall rast.

Auch ich bin aus meiner Bahn geschleudert, dachte Helene verwirrt. Aus dem sicheren Alltagsleben, dem Einerlei des Reichtums. Es gibt Stunden, da das Geld keine Rettung bedeutet, keinen festen Halt. Es gibt Stunden, da wir hilflos sind wie ein neugeborenes Tier, wir suchen nach einer Stütze, nach Hilfe, aber niemand kann sie uns geben, niemand — außer uns selbst. Wir müssen in uns die Kraft finden, sonst sind wir verloren.

«Signora Marchesa...»

Helene wußte nicht, wie sie in den Salon ging. Sie fühlte ihre Schritte nicht, fühlte einzig und allein das Pochen ihres Herzens. Es hämmerte in ihrer Brust; in ihren Ohren rauschte es; sie sah die Männer, hinter denen die Macht stand, wie durch einen Nebel; unklare, verschwommene Gestalten, sah Lippen, die sich bewegten und Worte sprachen, sah alles und sah dennoch nichts.

Und dann klang eine fremde Stimme durch den Raum, eine ganz ruhige kalte Stimme, die sagte: «Ich weiß nicht.»

Betroffen dachte sie: Das habe ja ich gesagt, das war ja meine Stimme.

Fragen, endlose Fragen, sie bohrten sich schmerzlich in ihr Gehirn, sie prasselten auf sie nieder wie Hagelkörner, sie vermischten sich mit dem lauten Zirpen der Grillen.

Helene schien es, als habe sich ihre Persönlichkeit gespalten, als bestehe sie aus zwei Menschen: einem, der hilflos, fassungslos zu begreifen versucht, was vor sich geht, und einem, der kalt, fast listig jedes Wort abwägt, das er sagt, jede Betonung, jede Schattierung der Stimme.

Wie lange sitze ich schon hier? fragte sie sich. Wie lange richten diese fremden Menschen schon Fragen an mich, stellen mir Fallen, wollen, daß ich aussage, was sie hören möchten?

Und immer wieder vernahm sie die fremde Stimme, die die ihre war und die gelassen erklärte: «Ich weiß nicht.»

Endlich nahm die Folter ein Ende. Endlich verbeugte sich die eine Gestalt höflich und sagte: «Danke, Signora Marchesa. Jetzt möchten wir noch mit der Schwester der Marchesa sprechen, mit der Signora Rhoden.»

Wie komisch er den deutschen Namen ausspricht, dachte Helene, und empfand den sinnlosen Wunsch, die Aussprache des Mannes zu korrigieren.

Was in der Zeit zwischen Ninas Verhör und dem Augenblick, da Carmelo und Guido in die Dampfbarkasse stiegen, geschehen war, daran konnte Helene sich nicht erinnern. Carmelo hatte sie geküßt, lange, zärtlich, Lucia hatte aufgeschrien und war dann halb ohnmächtig in Ninas